



Häßlich, unsagbar häßlich und alt war Navarine Sandoz. Aufrecht und ungebeugt, trotz ihrer achtzig Jahre das Gesicht runzlig und verwittert, war sie ein Gegenstand der Angst und des Schreckens bei jung und alt. Man fürchtete sie wegen ihrer bösen Zunge, wegen ihrer galligen Laune, die sie an Bekannten und Fremden ausließ, man bewunderte sie wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich über alles Hergebrachte hinwegsetzte, und man verhöhnte sie wegen ihres schmutzigen Geizes, der ihr ein Vermögen zusammengerafft hatte. Sie hatte in ihrem Leben schwer gearbeitet, und ihr Mann, dem der Tod eine Erlösung gewesen war, hatte bei ihr die Stelle eines Haustieres, das sich täglich sein Leben verdienen muß, vertreten. Nach seinem Tode hatte sie allein, nur von einem Knechte unterstützt, ihr Land bestellt.

Die Sandoz hatte nie Kinder gehabt, jedoch seit zwei Jahren das Kind eines Verwandten, das sie über die Taufe gehalten, zu sich genommen. Navarine, die kleine — von ihren Freundinnen Navarette genannt — war damals 14 Jahre alt. Zwei Jahre mußte sie sich nun schon wie ein Tier abarbeiten, ohne je ein freundliches Wort zu erhalten, und die Hand der alten Navarine war hart und schwer...

Es klopfte an der Tür, und eine kleine schwächliche Frau, die an Häßlichkeit der Sandoz nichts nachgab, trat in das Zimmer.

„Guten Abend, Sandoz.“

„Guten Abend, La Roumette. Du kommst so zeitig...“

„Man hat manchmal das Bedürfnis, ungestört zu plaudern.“

„Du hast mir etwas Wichtiges mitzuteilen?“

„Nichts Wichtiges ... aber unter Freundinnen und Nachbarinnen ... weißt du ... man hat verschiedenes zu besprechen...“

„Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann bitte rasch. Ich bin keine Freundin von langem Schwatzen, und in einer halben Stunde kommen die anderen.“

La Roumette setzte sich. Mit ihren Kaninchenaugen musterte sie verstohlen das Zimmer, die massiven Eichenmöbel, die großen mit Linnen gefüllten Schränke, und schlecht verhehlter Neid malte sich in ihren von der Not und der Armut gezeichneten Zügen. Sie dachte an das einsame Witwenleben, die Schulden, die schwere Arbeit, die sie fremdem Gut zu leisten hatte, und an ihren Sohn Sanche, einen braven fleißigen Jungen, der aber ebenso unpraktisch war wie sein verstorbener Vater.

Stumm saßen sich die beiden Frauen gegenüber und suchten in ihren Zügen zu lesen. Endlich entschloß sich La Roumette zu sprechen.

„Wieder einmal ohne Knecht, Mutter Navarine? Für ein Haus wie das deine ist es doppelt so schlimm, ohne Mann zu sein.“

Die andere blickte sie feindselig an.

„Ach was, Männer. Trunkenbolde, und nur gut zum Essen und Nichtstun. Am besten wäre es, wenn man ohne sie auskommen könnte.“

„Ja, ja... aber man kann es doch nicht. Wer wird nun die schweren Arbeiten verrichten, den Weinberg pflegen, die Ernte einfahren? Du hast recht. Sie essen mehr, als sie arbeiten, und trinken wollen sie noch mehr — aber was willst du schließlich be-